

**NOAH  
RICHTER**

**LO**

**MORGEN  
STIRBT  
DIE WELT**

**RI**

**ROMAN**

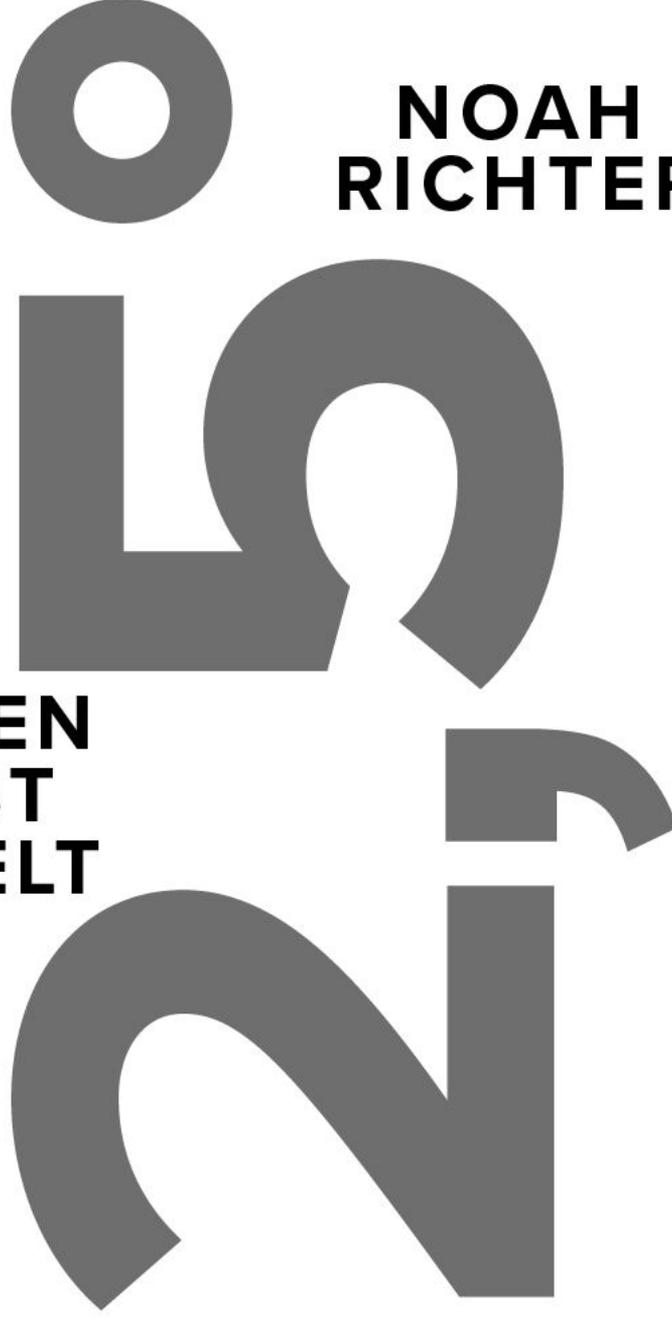


**ulstein**



Leela Faber ist Schriftstellerin, ihr Freund Jakob Glaziologe. Die beiden erwarten Zwillinge und wollen heiraten. Doch als Jakob bei einem Gletscherabbruch in der Antarktis ums Leben kommt, bricht für Leela eine Welt zusammen – bis sie erfährt, dass Jakobs Tod kein Unfall war. Da entscheidet sie sich, Jakobs Kampf gegen die Klimakatastrophe weiterzuführen, und tritt mutig gegen übermächtige Gegner an. Denn während weltweit die Umweltkatastrophen zunehmen, in Brasilien und Australien gewaltige Brände wüten und Deutschland in Wassermassen versinkt, treiben skrupellose Konzerne die Zerstörung der Erde voran. Als Leela ins Visier dieser Männer gerät, beginnt ein Wettlauf um Leben und Tod.

NOAH RICHTER ist das Pseudonym eines erfolgreichen Autors von Drehbüchern, Theaterstücken und Spannungsliteratur. Als engagierter Klimaschützer liegt ihm das Thema Klimawandel sehr am Herzen. Es war deshalb nur eine Frage der Zeit, bis er seine Leidenschaft für den Klimaschutz mit seiner Liebe für spannende Geschichten verbinden würde. Das Ergebnis ist *2,5 Grad – Morgen stirbt die Welt*, ein aufrüttelnder Roman, der zeigt, was auf uns zukommen wird, wenn wir die Klimakatastrophe nicht aufhalten. Noah Richter lebt mit seiner Familie in Berlin.



**NOAH  
RICHTER**

**MORGEN  
STIRBT  
DIE WELT**

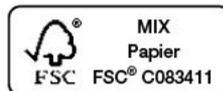
**ROMAN**

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

Sämtliche Handlungen und Personen in diesem Buch  
sind frei erfunden.

Die Begebenheiten, Gedanken und Dialoge sind ebenfalls erfunden.  
Die Fakten zum Klimawandel wurden an die nahe Zukunft angepasst.



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Februar 2021

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: Feuerregen, Raster: FinePic®, München;

Sturmflut: © gettyimages/Nick Barkworth/EyeEm;

Wolkenhimmel: © gettyimages/john finney photography

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der ITC Slimbach und Proxima

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06320-1

## PROLOG

Ich heiße Leela Faber, ich bin vierundzwanzig Jahre alt. In einer halben Stunde werde ich mein Hotelzimmer verlassen, zum Kongresszentrum gehen und eine Gaskartusche mit dem Rotationswärmetauscher der Klimaanlage verbinden. Um Punkt acht Uhr fünfzehn werde ich das Ventil aufdrehen und die Präsidenten von Amerika, China, Russland, Brasilien sowie die Chefs von ExxonMobil, BP, Shell, Saudi Aramco und noch einigen mehr, insgesamt einundzwanzig Personen, umbringen.

Ich weiß, dass das eine wahnsinnige Ansage ist. Und du fragst dich natürlich, ob ich irre bin, eine Spinnerin, eine geistesgestrte Psychopathin. Das bin ich nicht. Ich begehe dieses ungeheure Verbrechen, weil es keinen anderen Weg gibt. Weil endlich jemand handeln muss, bevor es zu spät ist und der Untergang der Welt sich nicht mehr aufhalten lässt. Und wenn du meinst, dass ich übertreibe, weil es schon nicht so schlimm werden wird, kann ich nur sagen, du hast recht. Es wird tatsächlich nicht so schlimm werden, wie die Wissenschaftler vorhersagen. Aber das gilt nur, wenn du zu den wenigen gehörst, die an der Macht sind, die die großen Konzerne führen, die Medien kontrollieren, die Banken besitzen und an der Klimakatastrophe verdienen. Die bringen sich schon längst in Sicherheit.

Für alle anderen, für dich und mich, wird es mit jedem Tag schlimmer. Das Perfide ist, dass es nicht auf einen Schlag passiert wie bei einem Vulkanausbruch oder einem Erdbeben, das Städte und Menschen verschlingt, sondern so schleichend und langsam, dass wir uns daran gewöhnen, wenn es im Sommer immer heißer wird und Tausende verdursten, wenn das Meer immer weiter ins Land vordringt und unsere Häuser und Wohnungen zerstört. Wenn es bald keine Gletscher mehr gibt, von schneebedeckten Gipfeln ganz zu schweigen, dafür aber über-

schwemmungen, gegen die die große Sintflut ein Witz war. Wenn unsere Kinder irgendwann nicht mehr genug zu essen haben. Aus all diesen Gründen handele ich.

Sicher, ich trage auch einen Teil der Schuld. Ich fahre Auto, fliege durch die Welt und konsumiere gelegentlich, als gäbe es kein Morgen. Und ich kann durchaus einen Beitrag leisten, um das Problem zu verkleinern. Die Leute allerdings, die ich eben aufgezählt habe, vergrößern das Problem jeden Tag. Sie beuten die Natur aus, als wäre sie nicht Teil des Lebens, sondern eine Sklavin, die man vergewaltigen kann, wie es einem gerade in den Sinn kommt. Sie rasen in ihrer Herrenrassementalität, vor der das Leben ein Wurm ist, den man zertreten kann, und hinterlassen Zerstörung, Leid und Tränen. Sie wissen, was sie anrichten, und trotzdem machen sie immer weiter.

Das alles klingt verrückt, ich weiß, und ich verstehe selbst nicht recht, wieso ausgerechnet ich hier vor dem Fenster stehe und das zu dir sage. Ich war eigentlich immer ein zurückhaltendes und ängstliches Kind. Als kleines Mädchen hatte ich Angst vor dem Kettenkarussell, weil ich befürchtete, die Ketten könnten reißen und ich würde ins schwarze Weltall geschleudert werden. Später war es der Keller, in dem ein Monster hauste, das mich verschlingen wollte, wenn ich für meinen Vater Bier holen ging. In der Sechsten habe ich mich nicht getraut, den schönen Jan anzusprechen. In der Neunten habe ich weggeschaut, als die Coolen den Neuen gemobbt haben, weil ich nicht auch ihr Opfer sein wollte. Als ich in den Ferien bei Amazon Retouren ausgepackt habe, war ich nicht solidarisch mit den Streikenden, einfach, weil ich das Geld gebraucht habe, um mit Jakob nach Tibet reisen zu können.

Und das sind nur die Momente, die mich selbst betrafen, in denen meine Angst größer war als mein Mut. Es gibt mindestens genauso viele Momente, in denen ich Ereignisse einfach

schulterzuckend hingenommen habe. Etwa als im vergangenen Jahr halb Los Angeles das Opfer eines Feuertornados wurde und so viele Menschen starben, dass man sie bis heute nicht gezählt hat. Oder als das riesige Maeslantkering-Sperrwerk an der niederländischen Küste sich nicht schließen ließ und die Sturmflut Rotterdam zerstörte. Oder als in Sibirien vier riesige Öltanks gleichzeitig brachen, weil dort der Permafrostboden taut und die arktische See auf Jahrzehnte hinaus mit Hunderttausenden Litern Diesel vergiftete, da habe ich wegen der Bilder von den sterbenden Eisbären und Robben geweint. Und eine Woche später habe ich mich wieder den Dingen zugewandt, die für mein alltägliches Leben wichtig waren. Meiner Arbeit, meiner Familie, meiner Liebe. Aber dann ist vor drei Monaten eine Katastrophe ebenso mühelos wie schmerzhaft in mich eingedrungen und hat mich restlos aus der Bahn geschleudert. Das war der Moment, in dem die grübelnde und zaudernde Version meines Selbst gestorben ist und ich beschlossen habe, endlich mutig zu sein und zu handeln.

Noch zwanzig Minuten.

Ich muss mich fertig machen. Mich anziehen, Kaffee trinken, das Croissant essen oder wenigstens den Apfel, obwohl ich kaum was runterkriege. Meine Spuren in dem Hotelzimmer verwischen, soweit es geht. Es ist nicht gut, wenn ich zu viel darüber nachdenke, was gleich passieren wird. Nicht weil es falsch sein könnte, sondern weil ich Angst habe, dass mich der Mut verlässt. Er muss schließlich all die Zweifel übertönen, die eine verdammte Teufelin namens Vernunft unaufhörlich in mir zu wecken versucht. Sie versucht mir einzureden, dass ich kein Recht habe, auch nur einen Menschen umzubringen. Ich antworte, dass ich in Notwehr handele. Sie wirft mir vor, ich könne allein nicht bestimmen, was Notwehr ist, ich würde mich zur Richterin über Leben und Tod erklären, ich würde Leute schul-

dig sprechen, obwohl auch sie nur Teil eines Systems sind. Sie häuft Gründe auf Gründe, und wenn das alles nichts nützt, kommt sie mir mit Jakob.

Ja, es stimmt, ich wusste nicht, wie ich damit fertigwerden sollte. Ich habe mich verkrochen und mit niemandem mehr geredet. Aber dann dachte ich, dass das feige und selbstmitleidig ist. Und dann habe ich ihm das Versprechen gegeben.

Seitdem hat sich fast alles in meinem Leben verändert. Ich habe mich so sehr verwandelt, dass ich mich selbst nicht wiedererkenne. Die Frau mit den kurzen Haaren, den müden Augen, den Blick in die leere Ferne jenseits des Spiegels gerichtet, bin ich das? Ich habe sieben Kilo abgenommen. Ich bin dünn und sehe klein aus. Selbst meine Mutter würde mich nicht wiedererkennen. Ich trage eine blonde schulterlange Perücke. Meine Augen huschen hinter der dicken Brille hin und her, um alles zu erfassen, damit mein Gehirn es bedenken kann.

Zehn Minuten.

Es schneit. Dicke weiße Flocken, die ausgelassen zur Erde herabtaumeln. Ich könnte ihnen stundenlang zuschauen, wie sie vor meinem Fenster schweben, sich vom Wind zum Tanz auffordern lassen, und mich dabei dorthin zurückträumen, wo es friedlich war und ich noch nicht diesen Weg eingeschlagen hatte. Es ist seltsam. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich zum letzten Mal Wasser so friedlich erlebt habe. In den vergangenen Monaten ist es vor allem in seiner wütenden Gestalt als Gewitter über uns hergefallen und hat alles ertränkt, was es erreichen konnte. *Vielleicht machst du es, weil du schwanger bist, Leela.* Da ist sie ja wieder. Ich wusste, dass sie mich nicht in Ruhe lassen kann. *Es sind die Hormone, glaub es mir, Leela. Schwangere Frauen sind nicht zurechnungsfähig. Östrogen, Gestagen, und wie das Zeug alles heißt, verhindern, dass du klar denken kannst. Es geht dir nicht um den Planeten und die Umwelt. Das ist nur eine*

*Ausrede, weil die eigentliche Antwort so banal und biologisch ist. Es geht dir um die Zwillinge in deinem Bauch. Was absolut nachvollziehbar ist. Das Leben hat zwei wesentliche Interessen. Unsterblichkeit oder Reproduktion. Es ist unmöglich, sich dagegen zu wehren. Was du schon allein daran erkennst, dass dein Körper zwei Wesen ernährt, die du noch gar nicht kennst. Alles, was du von ihnen bisher gesehen hast, sind Ultraschallfotos. Du hast dich ja noch nicht mal für Namen entschieden.*

Sei still! Bitte. Sei endlich still, verdammt noch mal!

Ich muss sofort losgehen. Wenn ich noch eine Minute länger warte, mache ich es nicht mehr. Ich ziehe den weißen Arztkittel an, darüber den grauen Mantel, die weißen Sportschuhe. Ich stecke den Ausweis ein, den Leon mir besorgt hat. Jetzt bin ich Claudia Schmidt, frischgebackene Ärztin der Inneren Medizin, geboren in Leipzig. Ich hefte das entsprechende Namensschild an den Arztkittel, das mich zur Angehörigen des Deutschen Roten Kreuzes macht. Die Akkreditierung und Übermittlung der gefälschten Daten hat Leon ebenfalls übernommen.

Ich nehme die schwarze Arzttasche, die ich seit Tagen mit mir herumtrage. Ich öffne die Zimmertür und trete auf den Flur hinaus. Der Aufzug steht bereit. Ich drücke auf den Knopf mit dem Buchstaben *L*, woraufhin sich die Kabine rumpelnd nach unten bewegt und sich in der Lobby stöhnend öffnet, als sei sie genervt. Ich trete auf die Straße hinaus. Es hat aufgehört zu schneien. Der Himmel erstrahlt in diesem tiefen Blau, das es nur in den Alpen gibt, und die Sonne verschwendet sich noch einmal, bevor sie uns dem Winter überlässt.

Ich frage mich, wie du wohl über mich urteilen wirst. Mörderin? Durchgeknallte Irre? Oder gäbe es auch noch ein paar andere Optionen? Wie wäre es mit Widerstandskämpferin? Oder Retterin der Menschheit? Wie auch immer du urteilst, warte ab, bis du die ganze Geschichte kennst.



**DREI MONATE ZUVOR**





## 1 DER MENSCH BESTEHT ZU 65 PROZENT AUS WASSER

Und trotzdem kann man darin ertrinken, sagt die Wetterfee im Fernsehen. Ich habe vergangene Nacht sechsunddreißig Stunden lang Sandsäcke beladen, um die Elstervorstadt vor der Flut zu schützen, die wütend die Elbe herunterkommt. Nachdem ich ein paar Stunden geschlafen habe, bin ich für den nächsten Einsatz bereit. Ich trage frische Jeans und einen sauberen Pullover. Die Regenjacke liegt bereit, eine Basecap auch. Seit acht Uhr verfolge ich in der Küche meiner Zweizimmerwohnung die Sondersendung zum Hochwasser. Die Flutwelle, die die Elbe herunterkommt, übertrifft alles, was Wittenberg bisher erlebt hat, hat mein Vater gesagt. Er sitzt im Katastrophenstab und koordiniert seit drei Tagen die Abläufe. Tausend Helfer wechseln sich ab, um die Deiche zu schützen. Die Bevölkerung ist gewarnt oder bereits evakuiert. Anders als 2002 und 2023 ist man diesmal auf die Wucht der Wassermassen von Elbe und Mulde vorbereitet. Und wenn die Talsperren halten, kommen wir mit zwei blauen Augen davon, wiederholt mein Vater wie ein Roboter, als könne er durch Beschwörungen die Natur gnädig stimmen.

Ein Balearen-Tief schickt Luftmassen über Frankreich zum warmen Mittelmeer. Dort saugen sie sich mit Tonnen von Wasser voll, bilden hohe Wolkentürme. Von da geht es über Norditalien und Tschechien weiter nach Norden. An den Alpen kühlen die regenschwangeren Wolken ab. Komischer Begriff, denke ich. Regenschwangere Wolken. Bergbäche verwandeln sich in reißende Flüsse, die nach allem greifen, was sich ihnen in den Weg stellt. Erzgebirge und Riesengebirge können kein Wasser mehr aufnehmen, sagt die Wetterfee, weil der Boden vollgesogen ist. Es sieht nicht gut aus. Aber diesmal sind die Katastrophenstäbe besser vorbereitet.

Wie wäre es, wenn man nicht erst wartet, bis es überhaupt zu einer Katastrophe kommt?, denke ich. Die Leute sind wie die Maus vor der Schlange, die meint, es wird schon nichts passieren, weil die Schlange sich ja nicht bewegt.

Als das Telefon klingelt, schrecke ich hoch. Der Bildschirm des Notebooks auf meinen Knien ist schwarz. Ich schaue auf das Display meines Handys. *Papa*, steht dort. 22:54. Ich bin eingeschlafen.

»Wo bleibst du? Wir brauchen dich«, brüllt er.

Ich höre Wortfetzen, Rufe, die Motoren der Lkws. Dann bricht das Gespräch ab. Die Flutwelle ist da. Und irgendeine der Talsperren ist übergelaufen. Vielleicht auch mehrere. Wir werden nicht mit zwei blauen Augen davonkommen.

Vor dem Haus steht mein Fahrrad bereit, um mich in die Nähe der Elbebrücke zu bringen. Wallstraße, Stadtgraben, Kurfürstenring. Unter der Bundesstraße 2 hindurch, dann unter der Elbebrücke. Ich lasse das Fahrrad fallen, laufe zu den Lkws, wo bereits Hunderte Menschen am Ufer stehen und in einer eingübten Kette Sandsäcke weiterreichen, um die Deiche zu befestigen. Starke Scheinwerfer tauchen die Szenerie in ein gespenstisches Licht.

»In Dresden haben sie zehn Meter«, ruft einer von der Feuerwehr. »Das sind anderthalb Meter mehr als 2002.« Das Jahr des Jahrtausendhochwassers. Ich reihe mich in die Kette ein. Vor mir steht unser Pfarrer, hinter mir der Bürgermeister. Unsere Bewegungen sind routiniert. Links nehmen, nach rechts weiterreichen. Ein paar Stunden lang wird es so gehen. Wie bei der letzten Flut. Da haben wir tagelang geschuftet, nur um am Ende zu erleben, wie der Deich mit einem lauten Knall gebrochen ist. Die Frau neben mir hat noch etwas gerufen, dann ist sie von der Flut weggespült worden. Wieso geht es nicht weiter? Ich schaue zu dem Lkw hin. Die Ladefläche ist leer.

»Der Lkw hängt fest!«, ruft jemand.

Sofort wird die Kette unterbrochen. Mehrere Männer bauen sich hinter dem Lkw auf und versuchen, ihn aus dem aufgeweichten Boden herauszuschieben. Die Hinterräder drehen durch, spritzen Schlamm hoch, und sofort sehen die Männer aus wie Gestalten der Hölle.

»Wir brauchen Bretter, um sie unter die Reifen zu legen«, ruft mein Vater.

Als ich mich nach Brettern umschaue, sehe ich flussaufwärts etwa hundert Meter entfernt ein Himmelbett, das an einem entwurzelten Baum festhängt. Jemand kniet darauf. Nein, nicht jemand, ein Tier. Ein Reh und mit ihm zwei Rehkitze. Ich blinzele. Womöglich spielt die Erschöpfung meiner Fantasie einen Streich. Aber es ist keine Einbildung. Da ist ein Himmelbett ohne Himmel mit drei Rehen darauf. Das Bett schaukelt in den Fluten. Nicht mehr lange, und es kippt, und die Ricke und die beiden Jungen werden in der Elbe ertrinken.

Ich schaue zu meinem Vater hin. Er ist mit dem Lastwagen beschäftigt. Selbst die Leute, die weiter flussaufwärts stehen, bemerken die Tiere nicht. Ich stapfe los. Über den Deich und die Sandsäcke, die darauf getürmt sind. Immer wieder rutsche ich weg, weil der Deich aufgeweicht ist. Die Rehkitze rufen. Ich kann es deutlich hören, je näher ich komme. Helle Töne, die sich wie ein Pfeifen anhören. Die Tiere starren mich an.

Ich muss langsam gehen, vorsichtige Bewegungen machen. Darf die Tiere nicht erschrecken. Ich mache mich klein, gehe gebückt Schritt für Schritt auf das Himmelbett zu. Die Ricke schaut zum reißenden Fluss, dann wieder zu mir und wieder zurück. Wenn sie das Bett verlässt, wird sie ertrinken und die Kitze mit ihr. Das scheint sie zu wissen. Woher auch immer. Vielleicht hat sie von den Überschwemmungen der letzten Jahre gelernt.

Noch fünf Meter. Ich steige in die Elbe. Das Wasser ist eiskalt und reicht mir bis zur Brust. Ich ahme den Ruf der Jungtiere nach. Keine Ahnung, ob das hilft. Noch zwei Meter, einen Meter. Dann kann ich die beiden Kitze greifen. Die Ricke schaut mich mit den ängstlichen Augen des Muttertieres an. Aber da ist auch noch etwas anderes. Sie lässt mich gewähren, als wüsste sie, dass ich ihr helfen will.

»Zuerst muss ich die beiden Kleinen absetzen«, rufe ich ihr zu. »Dann hole ich dich!«

Ich kämpfe mich durch die reißende Strömung zum Deich hin. Treibgut schlägt unter Wasser gegen meine Beine. Mein linker Schuh bleibt im Schlamm stecken. Aber auf allen vieren schaffe ich es und kann die beiden Tiere oben absetzen.

Als ich nun zu der Ricke zurückgehen will, macht die einen großen Satz von dem Bett herunter und schwimmt auf den Deich zu.

»Was machst du?«, rufe ich. »Das schaffst du nicht!«

Die Augen weit aufgerissen, rudert sie auf den Deich zu. Ich lege mich flach auf den Bauch, strecke die Hand nach ihr aus, packe sie am linken Vorderlauf und ziehe sie herauf. Aber dann, kaum hat sie Boden unter den Läufen, springt sie auf der anderen Seite des Deiches hinunter. Die Kitze bleiben stehen, sehen ihrer Mutter hinterher.

»Lauft!«, rufe ich. »Lauft hinter eurer Mutter her!«

Ich richte mich auf, scheuche sie, und im selben Moment bricht der Damm mit einem krachenden Schlag. Eine Flutwelle packt mich und reißt mich mit, drückt mich unter Wasser.

Es ist dunkel, laut. Ich verliere die Orientierung, schlucke Wasser, rudere mit Armen und Beinen, um wieder an die Wasseroberfläche zu kommen. Ich huste mir die Seele aus dem Leib, aber irgendwie schaffe ich es, über der Wasseroberfläche zu bleiben. Hektisch schwimmend, schaue ich mich um. Neben

mir treibt ein herrenloses Schlauchboot. Ich greife danach, kann es aber nicht festhalten. Und wieder drückt mich eine Welle nach unten in den braunen Fluss. Ich stoße mit dem Bein gegen etwas Hartes. Der Schmerz jagt durch meinen Körper. Ich will schreien und muss den Schrei an den Lippen aufhalten. Auftauchen, brüllt mein Verstand. Auftauchen! Du musst sehen, wohin du schwimmst.

Schwimmst? Lachhaft! Ich werde getrieben, gezogen. In die Mitte der wütenden Elbe. Wo sie mich mit sich nehmen will, den ganzen Weg bis nach Hamburg. Ruhig bleiben! Nicht in Panik geraten! Du hast eine Chance, zu überleben, aber dazu musst du am Rand bleiben, in der Nähe des Ufers. Vielleicht kannst du einen Ast fassen, irgendetwas, das sich am Ufer verhakt hat. Du bist jung. Du bist trainiert. Du läufst dreimal die Woche zehn Kilometer, ohne außer Atem zu sein. Mit kräftigen Stößen schwimme ich aufs Ufer zu.

»Leela!«

Jemand ruft nach mir. Mein Vater? Ja, es ist mein Vater! Hauke läuft auf dem Deich neben mir her. Winkt mit einem Seil, holt in einem weiten Bogen aus, schleudert es in meine Richtung. Beim ersten Versuch landet es hinter mir. Ich drehe mich herum, will dem Seil entgegenschwimmen und werde von einer Welle überschwemmt. Etwas gerät in meinen Mund. Es schmeckt nach Erde und Scheiße. Ich strecke den Kopf aus dem Wasser. Huste weiter, spucke.

»Leela!«

Er hat das Seil eingeholt. Dann deutet er flussabwärts. Die Eisenbahnbrücke über die Elbe. Noch etwa zwanzig Meter entfernt. Ich treibe direkt auf einen Pfeiler zu. Ein zweiter Versuch. Endlich kann ich das Seil greifen, schlinge es um das rechte Handgelenk. Mein Vater zieht mich ans Ufer, heraus aus der Elbe.

»Mich kriegst du nicht«, brülle ich den Fluss an. »Der Einzige, der mich kriegt, ist Jakob. Er mich und ich ihn.« Ich spüre das Ufer, die Steine, über die ich gezogen werde, an Bauch und Beinen. Dann lässt der Zug nach. Stiefel treten neben mich, Hände packen mich und richten mich auf. Mein Vater steht vor mir, wischt mir über das Gesicht. Umarmt mich und drückt mich an sich.

»Gott, Kind, wo warst du? Ich habe solche Angst um dich gehabt«, sagt er.

»Was ist mit den Rehen?«, frage ich.

Er sieht mich verwundert an.

»Welche Rehe?«

## 2 JAKOB WAR NOCH EIN KLEINER JUNGE

Gerade zehn Jahre alt, wurde er auf einer Wanderung am Corbassièregletscher von einer Lawine überrollt und unter einer dicken Schneedecke begraben. Er hatte kein Handy, um Hilfe zu rufen, weil Zehnjährige mit einem eigenen Handy damals noch eine Seltenheit waren. Zu seiner eigenen Überraschung blieb er unverletzt. Aber unter einem Meter Schnee begraben, vor Kälte zitternd und bewegungsunfähig, dachte Jakob, er würde erfrieren und niemand würde ihn jemals finden. Es sei denn als tiefgekühlte Leiche, wenn es irgendwann so warm wird, dass der Gletscher taut. In hundert Jahren. Oder vielleicht auch früher. Er hatte Angst. Erbärmliche Angst. Doch dann dauerte es nur fünfzehn Minuten, bis die Suchmannschaft ihn fand. Eine Atemhöhle hatte ihn vor dem Ersticken bewahrt, und der Schnee hatte eine isolierende Schutzschicht gebildet, in der ihn seine eigene Körperwärme rettete. Von diesem Moment an wusste er, dass er sich mit Schnee beschäftigen würde.

Der erste Satz, den er noch im Krankenhaus dazu las, stand in einem alten Erdkundebuch. Johannes Kepler hatte ihn bereits 1611 geschrieben. *Plättchen aus Eis. Sehr flach, sehr poliert und sehr transparent, ungefähr von der Dicke eines Blattes Papier. Aber perfekt in Sechsecken geformt. Ihre sechs Seiten sind so gerade und die sechs Winkel so gleich, dass es unmöglich für einen Menschen wäre, etwas so Genaues herzustellen.* Eine Woche später wurde Jakob aus dem Krankenhaus entlassen. Weitere neun Jahre später stürzte er sich in das Studium der Hydrologie an der Technischen Universität Dresden, gefolgt von sechs Semestern Glaziologie am Scott Polar Research Institute in Cambridge. Seitdem ist er mit Schnee und Eis verheiratet.

Seine derzeitige Adresse lautet Forschungsstation Neumayer III, Ekström Schelfeis, Atka-Bucht, nordöstliches Wed-

dellmeer, Antarktis. Beziehungen, auch die zu Leela, hält er auf Distanz. Andere Freundschaften sind zerbrochen, weil er sich lieber mit den weißen Kristallen in all ihren Erscheinungsformen als mit den Problemen beschäftigt, die sich zwischen Menschen auftun können.

Vor ein paar Sekunden hat ihn ein furchtbares Bersten, gefolgt von heftigen Erschütterungen, aus dem Schlaf gerissen. Es war, als würde eine Hand, groß wie die eines Gottes, ein Haus in der Mitte auseinanderreißen und zu Boden schmettern. Im Grunde handelt es sich tatsächlich um ein Haus, nur ist es hier eines, das aus Milliarden Tonnen Eis gebaut ist. Seit einigen Tagen treten die Erschütterungen in immer kürzeren Abschnitten auf. Heute Morgen viel lauter und dröhnender als in den Tagen zuvor.

Der Blick auf das Messgerät sagt ihm, dass der Spalt im Schelfeis in den letzten zwei Stunden um zehn Zentimeter zugenommen hat. Das ist bedrohlich. Wenn der Gletscher sich nicht beruhigt, muss die Forschungsstation evakuiert werden. Das geht, was die Besatzung betrifft, recht einfach, weil sich in der Wintersaison außer ihm nur noch seine Kollegin Aniela in der Station aufhält. Und dieser mysteriöse Besucher, der ihm nicht gefällt.

Fünf Uhr. Also hat er fast vier Stunden geschlafen. Er schaut zur Decke hoch, wo ein Foto von ihm und Leela mit Tesafilm befestigt ist, aufgenommen auf dem Yamdroksee in Tibet. Leela und er hatten gestritten, als er Wittenberg vor einem Monat verlassen musste. Eigentlich war es vorbei zwischen ihm und ihr. Er hatte es nur noch nicht ausgesprochen. Doch dann hat er vergangene Nacht ihre Mail geöffnet, und das Foto ist ihm entgegengesprungen. Zwei Zellklumpen, sechs Wochen alt, winzig klein. Sie versucht es mit allen Mitteln, hat er zuerst gedacht. Wieso versteht sie das nicht? Er hat ihr doch gesagt,

dass er kein Baby in diese Welt setzen will. Und schon gar nicht zwei. Es gibt dafür vier Gründe. Erstens will er einem Kind ersparen, in einer Welt aufzuwachsen, die gerade den Bach runtergeht. Zweitens hat er bereits ein Baby, sein Name lautet Glaziologie, die Wissenschaft von den Formen, dem Auftreten und den Eigenschaften von Eis und Schnee samt ihren Ausformungen als Gletscher und Schelfeis. Drittens ist er erst neunundzwanzig, und viertens hat er etwas getan, das ihn für Jahre ins Gefängnis bringen wird, sobald sie ihm auf die Spur kommen.

Aber dann hat er diese seltsamen Wesen auf dem Ultraschallfoto genauer angeschaut. Sie sehen aus wie Kaulquappen, hat er gedacht. Sie werden in Leelas Bauch nahezu alle Stufen der Evolution im Schnelldurchlauf von wenigen Monaten passieren und schließlich zwei richtige Babys sein. Seine Babys. Bevor es ihm noch richtig bewusst wurde, hat das Foto ihn verwandelt. Der Gedanke, dass er Vater wird, hat ihn hinterrücks mit einer unbekanntenen Wärme erfüllt, die tief aus seinem Inneren hervorströmte. Unfassbar.

Er richtet sich auf, öffnet das MacBook und schreibt. *Liebe Leela*. Er stockt. Liebe Leela? Ist das der richtige Beginn? Aber was soll er sonst schreiben? Geliebte? Zu sentimental. Hey Leela? Zu unpersönlich. Er schreibt von der Metamorphose, die in ihm stattgefunden hat, und löscht das Wort gleich wieder, ersetzt es durch *Veränderung*. Wir sind hier ja nicht im Biologieseminar. Er kommt nicht gut voran. Sein Herz läuft über, und der Verstand kommt nicht hinterher. Die Synapsen jagen in seinem Gehirn hin und her. Irgendwo muss es da doch so was wie ein Wörterbuch der Romantik geben. Doch alles, was die Synapsen finden, ist ein dünnes, zerfleddertes Heftchen.

Er schreibt, dass jetzt alles anders werden wird und wo er war, nachdem er Wittenberg verlassen hat. Es war ihr aufge-

fallen, dass er eine Woche länger brauchte, um zurück auf die Station zu kommen. Sie hat gedacht, er würde sich mit einer anderen Frau treffen. Er hat geantwortet, dass es aufgrund eines Sturms nicht möglich war, in Ushuaia zu starten. Sie hat daraufhin am Flughafen angerufen und natürlich erfahren, dass das eine Lüge war.

Jetzt schreibt er, dass er noch einen Kollegen getroffen hat, der wichtige Informationen für ihn hatte. Sie muss nicht wissen, dass er bei ExxonMobil eingebrochen ist und Gigabytes an Dateien kopiert hat.

*Ich werde meine Arbeit auf Neumayer beenden und in vier Tagen zurück nach Deutschland fliegen. Ich hänge drei Dateifolien an die Mail. Sie sind verschlüsselt. Du musst sie auf einen Stick ziehen und dann löschen. Den Stick gibst Du an Mackenzie Little weiter. Ich könnte das auch selbst machen, aber ich befürchte, dass ihr Mailaccount überwacht wird. Mackenzie müsste wissen, wie die Dateien geöffnet werden können. Wenn ich zurück in Deutschland bin, werde ich alles Weitere koordinieren. Wir werden diesen Mördern die Masken von ihren hässlichen Fratzen reißen. Wir beide, Leela. Sprich außer mit Mackenzie mit niemandem. Pass auf Dich und die Babys auf. Ich liebe Dich.*

Dann drückt er auf *Senden*. Er schaut zum Fenster hinaus. Obwohl draußen minus achtundvierzig Grad herrschen, ist es in der Station dank der Windkraftanlage angenehme einundzwanzig Grad warm. Er sieht den Mann, der vor zwei Tagen auf der Station angekommen ist. Angeblich hat das amerikanische Militär ihn geschickt, um das Observatorium unweit der Forschungsstation zu reparieren. Dort werden Daten zur Kontrolle des Verbots von Kernwaffenversuchen gesammelt. Der Mann steht zwanzig Meter entfernt mit dem Rücken zur Station und telefoniert mithilfe eines Satellitentelefon. Und dann, als

würde er Jakobs Blick spüren, dreht er sich abrupt um. Er sieht aus wie ein Schauspieler. Schlank, groß gewachsen, scharf geschnittenes Gesicht, volles, dunkles Haar. Ein Frauentyp. Die Augen sind hellblau wie der Schnee am frühen Morgen. Und genauso kalt. Wie bei einem Raubtier. Der Mann ist ihm nicht geheuer.

Jakob duscht kurz, zieht sich an. Dann überprüft er ein paar Daten. Der Riss ist schon seit zehn Monaten sichtbar, aber zuletzt ist er gewachsen. Wenn es so weitergeht, wird der Gletscher kalben, und Neumayer III wird auf einem Eisberg in der arktischen See treiben. Auf dem Monitor sieht Jakob, dass es jetzt bereits fünfzehn Zentimeter sind. Fünfzehn Zentimeter sind viel. Mehr, als er erwartet hat. Er muss es vor Ort begutachten.

Aber vorher braucht er einen Kaffee.

### 3 HEUTE FRÜH HAT ANIELA DIENST

Dr. Aniela Wozniak, Ärztin. Ihr Forschungsprojekt nennt sich »Auswirkungen mehrmonatiger Isolation in lebensfeindlicher Umgebung«. Sie arbeitet für die Europäische Raumfahrtbehörde ESA. Die wollen wissen, ob Leute durchdrehen, wenn sie ein Jahr lang auf dem Mars leben müssen. Auf dem Mars! Wir drehen ja schon nach sechs Monaten auf der Station durch. Und was ist denn da der Plan? Wir ruinieren die Erde, und dann verkrümeln wir uns auf den Mars?

»Was hältst du von ihm?«, fragt Jakob.

Mit einem knappen Blick deutet er zu dem Amerikaner hin. Der sitzt am hintersten Tisch in der Messe, das rechte Bein auf den Tisch gelegt. Vor ihm steht eine gelbe Tasse, aus der feiner Dampf aufsteigt. Außer ihm sitzt niemand in der Messe. Die anderen acht Wissenschaftler, die sich während der Wintermonate auf der Station aufhalten, sind auf einer Expeditionstour.

»Sieht gut aus«, antwortet Aniela.

»Sieht gut aus?«

»Okay, nicht so gut wie du. Kaffee?«

»Schwarz.«

»Wie deine Seele, ich weiß.«

Jakob greift nach einem Apfel und einem Becher Joghurt.

»Was Neues von dem Riss?«, fragt Aniela.

»Wird konstant größer.«

»Muss ich mir Sorgen machen?«

»Nein, aber ich würde an deiner Stelle kein Buch mit mehr als hundertzwanzig Seiten anfangen.«

»Sehr witzig. Im Ernst, was passiert, wenn der Riss ... ich meine, wenn er noch größer wird?«

»Er wird größer.«

»Und was ist mit der Station?«

»Wir gehen im Südatlantik auf Reise.«

Aniela sieht ihn besorgt an. Es wäre eine Katastrophe, wenn die Forschungsstation im Meer versinken würde. Sie ist nach dem Geophysiker Georg von Neumayer benannt. Koordinaten 70°40'S, 008°16'W. Antarktis, Atka-Bucht. Außenmaß 68 m × 24 m. Masse 2300 Tonnen. Höhe über Boden sechs Meter. Plattform mit vier Etagen. 4470 Quadratmeter Nutzfläche, klimatisierte Nutzfläche auf drei Etagen 1850 Quadratmeter. Fünfzehn Räume mit vierzig Betten für die Besatzung. Energieversorgung durch ein Blockheizkraftwerk mit zwei Dieselgeneratoren, die 300 Kilowatt Leistung liefern, und drei Windkraftwerken mit je 50 kW. Neun Motorschlitten für Erkundungsfahrten, elf Pistenbullys, zwei schwere Kettenfahrzeuge. Besatzung im Sommer zweiundfünfzig, im Winter neun. Ein Monstrum aus Stahl auf sechzehn Stelzen, welche in einem 8,20 Meter tiefen Graben auf dem Schneegrund aufsetzen und jährlich um zwei Meter hochgefahren werden müssen, damit die Station nicht im Neuschnee versinkt. Inbetriebnahme 2009. Geplantes Ende der Betriebsdauer 2039. Vor neun Monaten auf 2031 korrigiert. Wenn es so weitergeht, kann es auch morgen passieren. So was geht schnell. Wie 2002 bei Larsen B und 2017 beim Abbruch von Larsen C. Das Ding war so groß wie das Saarland. 720 Milliarden Tonnen Eis.

Normalerweise treibt Neumayer III auf dem circa 200 Meter dicken Ekström-Schelfeis 160 Meter pro Jahr in Richtung offenes Meer. Vor einigen Wochen hat sich das Tempo auf 600 Meter erhöht. Das heißt, der Gletscher bewegt sich jetzt ungefähr zwei Meter pro Tag unaufhaltsam auf das Meer zu. Wenn man geduldig ist, kann man es sehen. Wenn man ganz still ist und den Atem anhält, auch hören. Als Jakob es das erste Mal hörte,

klang es für ihn, als würde ein Bär sich beschweren, weil man ihn aus dem Winterschlaf geweckt hat. Aber das ist ein romantisches Bild, das nur ungenügend beschreibt, was mit Neumayer III passiert.

»Ich sag dir Bescheid, damit du noch schnell deine Kosmetiktasche packen kannst.«

Aniela zeigt ihm den Finger und widmet sich den Rühreiern in der Pfanne.

Jakob geht zu dem Amerikaner, setzt sich ihm gegenüber. Er will ihm auf den Zahn fühlen.

»Wie geht's?«, fragt er.

»Am liebsten gut.«

Jakob reicht ihm die Hand. Sie fühlt sich hart an. Als würde er auf dem Bau arbeiten. Oder sich im Fitnessstudio an den Hanteln quälen. Auf dem Tisch liegt eine Mundharmonika.

»Spielst du?«, fragt Jakob.

»Hin und wieder, wenn ich Zeit und Lust habe. Und du?«

»Was meinst du?«

»Vögelst du sie?«, fragt der Amerikaner und deutet mit dem Kopf zu Aniela hin.

Jakob ist von der Frage überrascht.

»Nein, sie ist verheiratet.«

»Ein Grund mehr.«

Vom ersten Moment an hat Jakob ein unangenehmes Gefühl gehabt. Jetzt weiß er, dass sie keine Freunde werden, egal, wie lange der Amerikaner hierbleibt.

»Was macht Mata Hari?«, fragt Jakob.

Der Mann sieht ihn erstaunt an.

»Welche Mata Hari?«

Auf Neumayer nennen sie das Observatorium, mit dem das amerikanische Militär kontrolliert, ob ein Land unterirdische Atombombentests vornimmt, Mata Hari, nach der berühmten

Spionin. Dass der Mann nichts von Mata Hari weiß, ist kein gutes Zeichen.

»Das Observatorium.«

»Wusste nicht, dass ihr es nach einer Nutte benannt habt.«

»Sie war eine Spionin.«

»Kommt auf den Blickwinkel an, oder?«

»Nein. Aber es hat mich schon immer interessiert, unterhalb welcher Hörbarkeitsschwelle gemessen wird?«

»Unterschiedlich.«

Unterschiedlich? Der Mann hat keine Ahnung. Mata Hari misst akustisch unterhalb der Hörbarkeitsschwelle im Infraschall-Bereich von 15 bis 20 Hertz.

»Deine Eier sind fertig«, ruft Aniela.

Der Amerikaner grinst anzüglich. Jakob erhebt sich und schlendert zur Kombüse.

»Der hat keine Ahnung. Und er ist weder Wissenschaftler noch Ingenieur, noch vom amerikanischen Militär«, sagt er zu Aniela.

»Warum soll er denn sonst hier sein?«

Gute Frage. Es kann sein, dass er wegen ihm hier ist. Wegen der Dateien, die Jakob im Washingtoner Büro von ExxonMobil kopiert hat. Er hat von Mackenzie einen Tipp bekommen, dass dort Dokumente liegen, die die Rolle der Black Seven bei der Leugnung des Klimawandels beweisen. Was er dann auf dem Exxon-Server gefunden hat, war noch weitaus dramatischer, als er je erwartet hat. Beinahe hätten sie ihn erwischt. Im letzten Moment konnte er über einen Balkon abhauen. Er ist mit einem Leihwagen über die Grenze nach Mexiko gefahren, von dort mit einem Schiff bis nach Peru und dann via Bolivien nach Argentinien. Von Ushuaia hat er dann per Flugzeug in die Antarktis übergesetzt.

Als Jakob sich umdreht und zum Tisch zurückgehen will,

ist der Mann verschwunden. Umso besser. Aber dann fällt ihm ein, dass er sein Zimmer nicht abgeschlossen hat. Jakob stellt den Teller ab und stürzt los.

»Was ist passiert?«, ruft Aniela ihm hinterher.

Aber er hat keine Zeit für eine Antwort. Die Treppe hinauf in den dritten Stock, nach links zu seinem Zimmer. Die Tür steht offen. Er sieht es schon von Weitem. Das Notebook ist weg. Natürlich ist es weg! Wie kann man nur so blöd sein und die Tür nicht abschließen? Wo ist der Scheißkerl? Wahrscheinlich schnappt er sich gerade einen der Pistenbullys und macht sich auf den Weg zu Sanae IV. Die Station liegt 225 Kilometer entfernt im Südosten. Von da könnte er mit einem Oryx-Helikopter auf den Eisbrecher S. A. Agulhas II übersetzen.

Jakob greift nach der dicken Jacke, schlüpft in die Stiefel und rennt los. Immer drei Stufen auf einmal, den Gang entlang zur Außentür. Als er die Tür öffnet, schlägt ihm die Kälte ins Gesicht. Er hört, wie der Motor eines Bullys eiert. Und jetzt sieht er den Mann. Er hat einen Rucksack geschultert, ist unter der Pelzkapuze kaum zu erkennen.

»Hey!«, brüllt Jakob und rennt zu dem Bully hin, stolpert über die Schnürsenkel und landet im festgefrorenen Schnee. Die Eiskristalle stechen in Gesicht und Hände. Hastig rafft er sich wieder auf. Der Motor des Bullys eiert immer noch. Und als er den Mann endlich erreicht, blickt Jakob in den Lauf einer Pistole.

»Ich schlage vor, du gehst zurück zur Station, und wir vergessen, dass ich hier war und dass du irgendwo eingebrochen bist und etwas kopiert hast, das dir nicht gehört. Und du wirst deiner Leela sagen, dass sie die Dateien wieder löschen soll. Was hältst du davon? Dann erspare ich mir, dir eine Kugel ins Gesicht zu schießen, deine Leela zu besuchen und mit ihr über den jämmerlichen Liebesbrief zu reden, den du ihr geschrieben

hast. Mal im Ernst, das ist alles, was du draufhast? Der Brief ist eine Katastrophe. Wenn ich sie wäre, würde ich dir einen Tritt geben.«

Jakob spürt, wie eine so elementare Angst in ihm hochkriecht, dass der Boden unter ihm zu schwanken scheint. Wie damals, als er zehn Jahre alt war und die Lawine ihn verschüttet hatte. Doch als nun die Sirenen losbrüllen, weiß er, dass es nicht seine Angst ist, die den Boden erschüttert.

Der Mann sieht ihn verblüfft an. »Was ist das?«, fragt er beunruhigt.

»Das Schelfeis bricht ab«, sagt Jakob. Er dreht sich zu dem Riss hin.

»Und was heißt das?«

»Die Station wird ins Meer stürzen und versinken.«

Jakob sagt es so ruhig, als handle es sich um ein Ereignis, das bereits in der Vergangenheit liegt.

#### **4 DREI MAL LANG, DREI MAL KURZ, DREI MAL LANG**

Der Morsecode für *Save Our Souls*. 1909 wurde damit zum ersten Mal ein Schiff in Seenot gerettet. Der Titanic hat es 1912 nichts genützt, weil die nahen Schiffe den Notruf für einen Scherz gehalten haben. Hier ist es kein Scherz. Jakob sieht, wie der Riss zu einem Spalt anwächst, der nun einen Meter breit ist. Dann zwei, drei. Er sieht, wie die Motorschlitten, Pistenbullys und schwere Kettenfahrzeuge, die alle neben den Dieseltanks geparkt sind, in den Spalt stürzen, der Sekunde um Sekunde größer wird. Ein metallisches Kreischen erfüllt die kalte Luft. Die Station ächzt wie eine gequälte Kreatur. Noch steht sie im Lot, aber nicht mehr lange, und sie wird sich zu dem Riss hin neigen. Das darf unter keinen Umständen passieren. Jakob weiß, was er tun muss. Genügend Schnee unter die sechzehn Stelzen packen, die die Forschungsstation tragen.

Unter der Station steht die Raupe, mit der sie den Schnee bewegen. Jakob rennt los. Der Mann auf dem Bully ist vergessen. Jetzt geht es nur noch darum, Neumayer III zu retten. Zum einen, weil sie von unschätzbarem Wert für die Forschung ist, zum anderen, weil bei minus 45 Grad kein Mensch mehr als drei, maximal vier Stunden im Freien überleben kann. Der Schlüssel steckt. Der Motor springt sofort an. Die beiden nördlichen Stelzen N1 und N2 fangen bereits an, sich zu verformen. Also muss er N3 und N4 stabilisieren, sonst werden sie unter den 2300 Tonnen Stahl wie Streichhölzer brechen. Er kennt das Prozedere. Hat es schon hundertmal gemacht. Mit der Fernsteuerung zwei Stelzen hochfahren, mit der Raupe Schnee darunter schieben, die Stelzen absenken. Dann die nächsten zwei. Hochfahren, Schnee darunter, absenken. Das macht ihm keine Probleme, weil seine Konstitution auf körperliche Arbeit aus-

gelegt ist. Weitere Stelzen werden instabil. Das ist unvermeidlich, weil der diagonale Druck zu groß wird. Wenn er sich nicht beeilt, wird die Station ihn unter sich begraben. Aber noch ist es nicht so weit. Noch stehen vierzehn Stelzen.

Schon eine Weile kann er seine Hände am Lenkrad der Schneeraupe nicht mehr spüren. Es sind die ersten Anzeichen von Erfrierungen. Wenn er es schafft, die Station zu retten, wird Aniela warmes Wasser über seine Hände gießen müssen, damit er sie öffnen und vom Lenkrad lösen kann. Das dauert dann mindestens zehn Minuten. Wenn er Glück hat, tauen die Finger wieder auf. Allerdings kommen dann auch Schmerzen, die kaum zu ertragen sind.

Von irgendwoher, er kann die Richtung nicht lokalisieren, hört er aufgeregte Rufe. Es ist Aniela. Er reagiert nicht. Hektik bringt nichts. Hektik verursacht Fehler, die in solchen Situationen tödlich enden. Jakob macht seine Arbeit ruhig, gründlich und gefasst. So war es schon immer. Je lauter es um ihn herum wird, umso ruhiger wird er. Je ängstlicher seine Begleiter werden, umso gelassener bleibt er. Er weiß nicht, wieso das so ist. Vielleicht hängt es damit zusammen, dass die Möglichkeit zu sterben ihn nicht erschreckt. Er nimmt es als Geschenk des Lebens. Daher versteht er die Angst vor dem Tod nicht so ganz, und das trennt ihn von den meisten Menschen. Wenigstens war es so bis zu diesem Morgen. Bis er das Ultraschallbild gesehen hat.

»Jakob, hör auf! Du musst unter der Station raus. Sofort!«, brüllt Aniela.

Sie ist so nahe, dass er zusammenzuckt. In dem Gestöber aus Schnee und kleinen Eispartikeln kann er sie kaum erkennen. Sie hat die Kapuze ihrer grünen Jacke tief ins Gesicht gezogen. Nur ihre silberne Skibrille und darunter die rot glühenden Wangen sind noch zu sehen. Und der Mund mit den

blassen Lippen, die von den Schneeflocken umkreist werden. Sie hat Angst.

»Lass die verdammte Schneeraupe, und komm!«, schreit sie. »Wir sind bei sechs Grad Neigung!«

Dass die Station sich neigt, weiß er auch ohne sie, und er kennt die Folgen.

»Ruf die Südafrikaner an oder die Engländer«, brüllt er. »Die sollen einen Hubschrauber schicken. Los, geh schon!«

Aniela weicht zurück. Er schaut ihr nach, wie sie die Rampe erklimmt und ins Freie klettert. Der Fremde ist nirgends zu sehen. N6 und N7 biegen sich schneller, als er gedacht hat. Er muss die Stelzen sofort entlasten. Das heißt, N8 und N9 hochfahren, Schnee darunterschieben, absenken. Er jagt die Schneeraupe zwischen den Stelzen hindurch, als würde er ein Slalomrennen fahren.

Und dann wird es inmitten des Chaos mit einem Mal still. Er hört nur noch, wie das Blut in den Ohren pulst, die Luft in den Bronchien kreischt. Die nördlichen Stelzen brechen. Die Station über ihm sackt herab. Der Boden kommt näher und näher, bis er seine Schultern berührt. Neun Grad.

Wenn ich Atlas wäre, denkt er, würde ich dich tragen. Wie Leela damals in den Davoser Bergen. Jakob schüttelt die Erinnerung ab. Er beugt sich. Geht in die Hocke. Er müsste aus der Schneeraupe aussteigen, aber er weiß nicht, wie er das mit den festgefrorenen Händen machen soll.

Zehn Grad.

Elf Grad.

Als die Station die Schneeraupe unter sich wie ein Modell aus Streichhölzern zerknickt, brechen auch Jakob Richters steif gefrorene Finger. Seltsamerweise fühlt er keinen Schmerz. Er hört nur das majestätische Geräusch von berstendem Eis.

## 5 JAKOB SPRICHT ANDAUERND VON 2,5 GRAD

*Das ist die Limina, deren Überschreitung die nicht lineare Modifikation des globalen Klimas provoziert.* Genauso habe ich ihn kennengelernt. Bei einer Fridays-for-Future-Demo, die ich in Wittenberg organisiert hatte. Er war der Starredner und hat einen Vortrag gehalten, der mit so vielen Fachbegriffen gespickt war, dass kein Schwein was verstanden hat. Ich bin auf die Bühne gegangen, habe mir das Mikro geschnappt und ihn gebeten, Kippunkte so zu beschreiben, dass alle es verstehen können. Andernfalls müsse er sich einen Simultandolmetscher zulegen. Er war ziemlich beeindruckt.

Am Morgen danach haben wir im Bett darüber geredet, wie er das mit den Kippunkten am besten erklären könnte. Jakob hat es mit dem Niesen verglichen. Die Reize sammeln sich, bis es zur Entladung kommt. Ich habe eher an Sex gedacht. Du spürst, dass du kommst, und ab einem bestimmten Punkt kannst du es nur noch mit äußerster Anstrengung aufhalten. Zum Beispiel, indem du an Herpes denkst. Wir haben uns im Bett gewälzt vor Lachen. Aber am besten war Jakobs Bild mit der Achterbahn. Du wirst langsam nach oben gezogen, immer höher und höher. Da könntest du noch anhalten, die Anlage abschalten und langsam wieder zurückrollen. Wenn du aber ganz oben angekommen bist, eben am Kippunkt, geht es bergab. Und das kann niemand mehr stoppen. Unten steht dann eine Wand, in die du mit vollem Speed reinkrachst.

Ich nehme das Handy und lese Jakobs Mail. Eine Liebeserklärung, so unbeholfen formuliert, als würde er Textbausteine aneinanderreihen wie Vektoren bei seiner Forschung. Ich habe nicht erwartet, dass er jemals so etwas schreiben würde. Gehofft schon, aber nicht für möglich gehalten.

In der Küche sieht es aus, als hätte ich auf Facebook zu ei-

ner Party eingeladen. Aufräumen gehört nicht zu meinen Talenten. Jakob regt sich darüber ziemlich auf. Als Wissenschaftler braucht er Ordnung und System. Im Schrank finde ich eine unbenutzte Tasse. In der kleinen Kaffeemaschine aus Alu, die Jakob mir aus Sizilien mitgebracht hat, sind noch ein paar Schlucke einer tiefschwarzen Flüssigkeit. Wenn ich heißes Wasser dazugieße und gnädig bin, lässt sich die Brühe als Kaffee bezeichnen. Jakob würde den Kopf schütteln und mich eine Barbarin nennen.

Meine Hand gleitet unwillkürlich an meinen Bauch. Ist da etwas zu spüren? Nach sechs Wochen? Es fühlt sich nicht anders an als an den Tagen, an denen ich Blähungen habe. Während ich den Kaffee schwarz trinke, weil ich vergessen habe, die Milchtüte in den Kühlschrank zu stellen, weshalb sie nun sauer ist und flockt, widme ich mich wieder der Mail.

Jakob hat drei Dateiodner angehängt. Die soll ich an Mackenzie, seine Ex aus Studienzeiten, weitergeben. Ich kenne Mackenzie nur von Videos und Fotos. Größer, runder und kurvenreicher als ich, eine Haut wie schmelzende Schokolade, die Haare ein schwarzer Ballon. Und dann ist sie auch noch klug und wortgewandt. Kein Wunder, dass Jakob auf sie abgefahren ist.

*Es ist wichtig, dass Du sofort nach Berlin fährst, schreibt er. Wir werden diesen Mördern die Masken von ihren hässlichen Fratzen reißen. Wir beide, Leela. Sprich außer mit Mackenzie mit niemandem. Pass auf Dich und die Babys auf. Ich liebe Dich.*

Ich habe auf seine Mail geantwortet, habe geschrieben, dass ich ihn auch liebe und dass ich alles tun werde, damit unsere Babys leben können. Das war vergangene Nacht. Seitdem habe ich nichts von ihm gehört. Der Zeitunterschied beträgt zehn Stunden. Zehn Stunden ohne eine Antwort sind eine Ewigkeit. Wenn ich mich wenigstens auf meine Arbeit konzentrieren

könnte. Seit einer Stunde starre ich die Tastatur an, warte, dass meine Finger ein Wort schreiben, aber meine Gedanken schweifen ab, als seien sie auf der Flucht vor einem Ungeheuer. Er geht auch nicht ans Satellitentelefon. Bestimmt haben sie da unten mal wieder Sturm. Oder es ist etwas passiert? Reiß dich zusammen, sage ich mir. Wenn du eine ernsthafte Schriftstellerin sein willst, darfst du dich von so was nicht ablenken lassen. Dann musst du dich vollständig in die Arbeit vertiefen können.

Jetzt spüre ich schon wieder die Übelkeit. Ich springe auf, stürze zur Toilette und schaffe es im letzten Moment noch, den Klodeckel zu öffnen, bevor der Kaffee und Reste meines Frühstücks in der Kloschüssel landen. Niemand in meiner Familie weiß, dass ich schwanger bin. Ich habe es ihnen nicht gesagt, weil ich mit dem Gedanken an einen Abbruch gespielt habe. Aber seit Jakob die Zeilen geschrieben hat, ist der Gedanke selbst abgebrochen. Wir werden es schaffen, schreibt er. Und dass wir gerade in diesen Zeiten ein Kind in die Welt setzen, sei ein Zeichen der Hoffnung. Und der Liebe.

Als mein Magen sich wieder beruhigt hat, gehe ich zurück zum Schreibtisch. Auf WhatsApp ist eine Message von meiner Mutter angekommen.

*Hast Du die Nachrichten gesehen?*

Ich öffne CNN.

Ein kurzer Bericht über Neumayer III. Ein Foto der Station, die auf Stelzen wie ein Schiff über dem ewigen Eis steht. Weiß mit einem roten Dach. Und dann ein kurzer Satz.

»Die Station scheint kollabiert zu sein. Nach unbestätigten Meldungen ist sie in der antarktischen See versunken«, sagt der Nachrichtensprecher.

Sie ist versunken? Untergegangen? Und was ist mit Jakob?

## **6 DIE GESICHTER SIND FAHL, DIE AUGEN GERÖTET.**

Eigentlich könnten sie auf dem Rummel bei der Geisterbahn anfangen, denkt Leon. Das Krisenkabinett ist seit Wochen im Dauereinsatz, die Männer und Frauen schlafen zu wenig und ernähren sich von Kaffee. Jetzt streiten sie im siebten Stock des Kanzleramtes darüber, wie die Regierung auf die katastrophalen Lagen entlang der Elbe, im hessischen Taunus, am Rhein in Köln, der Donau in Ulm und Regensburg, auf die zweite Sturmflut innerhalb von einem Monat, die Hamburg und die Nordseeküste kilometerweit unter Wasser gesetzt hat, und natürlich auch auf die Lage im Nachbarland Niederlande reagieren soll.

Bundeskanzlerin Diana Falk steht vor dem großen Fenster, das den Blick zum alten Reichstagsgebäude öffnet. Sie hat weit auseinanderstehende grüne Augen und trägt das Haar in einem modernen Kurzhaarschnitt, der ihre schmalen Gesichtszüge zur Geltung bringt. Ihre schlanke, durchtrainierte Gestalt und die tiefe, klare Stimme verleihen ihr die Aura einer entschlossenen Person, mit der man sich besser nicht anlegt.

»Ich habe vor drei Tagen mit meinem niederländischen Amtskollegen van Halen gesprochen. Das Hochwasser hat sich zurückgezogen, die Schäden belaufen sich auf geschätzte achtzehn Milliarden Euro. Er befürchtet, dass sie die kontrollierte Aufgabe von Amsterdam, Rotterdam, Utrecht und Den Haag nicht aufhalten können.«

Die Blicke der Kabinettsmitglieder sind auf den Tisch gerichtet, auf Tassen, Stifte, Wasserflaschen, Papiere. Jeder versucht, die Besorgnis im Zaum zu halten, die diese Information auslöst.

Falk ist bei ihrer Wahl zur Bundeskanzlerin mit dem Versprechen angetreten, den Klimawandel zu bremsen. Sie will es

besser machen als alle Kanzlerinnen und Kanzler vor ihr, hat sie den Journalisten in die Mikrofone diktiert. Es ist nicht nur ihre politische Agenda, sondern ein persönliches Ziel, angetrieben von heiligem Zorn. Der Weg dahin heißt, bei der *World Climate, Environment und Economic Conference* in Davos genügend Länder auf ihrer Seite zu haben, damit der internationale gesetzliche Notstand ausgerufen werden kann. Damit es dazu kommt, muss Falk allerdings zuerst das Kabinett von der Notwendigkeit überzeugen.

»Wir müssen verhindern, dass die Temperatur über 2,5 Grad ansteigt«, sagt Falk ruhig und ohne aufgesetzte Dramatik. »Wir müssen das unter allen Umständen verhindern.«

Sie schaut die Mitglieder des Krisenkabinetts an. Sie weiß, wer auf ihrer Seite ist und wen sie noch überzeugen muss. Deswegen hat sie den Ablauf der Sitzung wie ein Theaterstück geplant. Die Dramaturgie ist unter Berücksichtigung der möglichen Einwände und Attacken ihrer Gegner genau festgelegt. Folglich weiß sie auch, dass Innenminister Kotzer sich nun an der Spitze ihrer Widersacher positionieren wird. Er hat im Kabinett die Rolle des ewigen Bedenkenträgers eingenommen. Eine dankbare Rolle, weil er nichts tun muss, außer zu bremsen.

»Ja, wir haben eine Menge Probleme. Und ja, wir müssen handeln. Aber das heißt doch nicht, dass wir die Ersten sein müssen. Wollen Sie denselben Fehler wie Ihre Vorgängerin beim Atomausstieg machen? Wollen Sie das, Frau Bundeskanzlerin?«

Statt zu antworten, nickt Falk ihrem Sherpa Leon Roth zu. Das vereinbarte Zeichen für seinen Einsatz.

Leon erhebt sich von seinem Platz am anderen Ende des Tisches. Von seinem Computer aus startet er eine Animation, die Fotos von riesigen Feuern, Überschwemmungen, abbrechenden Eisbergen, rauchenden Schornsteinen, gewaltigen Flüchtlingstrecks zeigt.

»Wie wir jetzt bereits sehen können, hat der Temperaturanstieg um 2,5 Grad den Treibhauseffekt weiter beschleunigt. Der Zusammenbruch von Ökosystemen, wie zum Beispiel dem Korallenriff vor dem Great Barrier Reef oder dem Amazonas-Regenwald oder der Antarktis, ist nicht mehr aufzuhalten.«

»Was heißt das, ist nicht mehr aufzuhalten?«, fragt Wirtschaftsminister Becker.

Er ist so farblos, dass er vor einer weißen Wand unsichtbar wird. Die wenigen Haare hat er von rechts nach links gekämmt, um seine Glatze zu verbergen. Vor ihm auf dem Tisch liegt ein Päckchen Zigaretten, das er ungeduldig hin und her schiebt.

»Es ist so, als ob Sie auf der Spitze des Montblanc einen Schneeball losrollen lassen«, sagt Leon. »Er sammelt Schnee und wird irgendwann zu einer Lawine, die Sie nicht mehr aufhalten können.«

»Und was heißt das für uns?«, fragt Helga Fuchs, Finanzministerin und die Älteste im Kabinett. Klein, faltig, vom Stress gegerbt. Sie ist seit ein paar Tagen zum dritten Mal geschieden und hängt an ihrem Job wie eine Klette am Rocksäum.

»Mittelfristig führt es dazu, dass sich etwa eine Milliarde Menschen auf den Weg in den Norden und damit auch nach Deutschland machen, weil ihre Lebensgrundlagen verschwinden«, fährt Leon fort. »In den nächsten zwei bis drei Jahren werden die Städte am Äquatorgürtel unbewohnbar, weil die Trinkwasservorräte ausgehen. In Südeuropa, Spanien, Griechenland, Nordafrika bricht die Landwirtschaft zusammen, was unsere Lebensmittelversorgung massiv beeinträchtigt.«

Leon kann in den Gesichtern die üblichen Reaktionen ablesen. Zuerst ungläubiges Staunen, dann Abwehr, weil das Problem so groß ist, dass es eine titanische Anstrengung braucht, um es zu lösen.

»Aber das ist nur der Blick auf den Süden der Halbkugel.

Inzwischen können wir beobachten, dass das arktische Meereis nicht erst im Sommer 2040, wie prognostiziert, komplett verschwunden sein wird, sondern vermutlich schon nächstes Jahr. Das bedeutet, dass der dunkle Boden mehr Wärme aufnimmt, was zu einer sogenannten ›arktischen Todesspirale‹ führt.«

»Und was können wir tun?«, fragt Fuchs ungeduldig.

»Nichts.«

»Wie, nichts?«

»Es ist zu spät.«

»Unsinn«, sagt Innenminister Kotzer. »Es ist nie zu spät.«

»In diesem Fall schon. Wir werden die globale Erwärmung nicht aufhalten, wenn wir uns auf ein Gesetz zu erneuerbaren Energien, Elektromobilität, Fahrräder, reduziertem Fleischkonsum und einem Kohleausstieg bis 2038 verlassen. Wir brauchen die Abschaltung sämtlicher Kohlekraftwerke, und zwar sofort«, sagt Leon.

Als die erwartete Empörung sich über ihn ergießt, Kotzer, Fuchs und Becker empört aufspringen und der Bundeskanzlerin Defätismus, Schwarzmalerei und Panikmache vorwerfen, verordnet Falk der Runde eine Kaffeepause. Danach werden sich die Gemüter hoffentlich ein wenig beruhigt haben. Kotzer, Fuchs und Becker werden sich absprechen, aber nicht auf ein gemeinsames Vorgehen gegen die Kanzlerin einigen können. Zumindest steht es so in Falks Schlachtplan. Man wird sehen.

Leon zieht sich auf die Toilette zurück, um zu pinkeln und sein Hirn zu resetten. Dazu braucht er fünf Minuten. Diana Falk hat ihm einen Trick gezeigt. Alles, was er tun muss, ist, sich auf die Kloschüssel zu setzen, den Schlüsselbund in die rechte Hand zu nehmen, Rücken und Kopf gegen die Wand zu lehnen und die Augen zu schließen. Wenn die Hand entspannt ist und der Schlüsselbund irgendwann zu Boden fällt, wird er genau